

als das brünstige Bedürfnis nach einer großen modernen Weltanschauungskunst, und wir werden, im Ernste, erst dann den Klassiker der Moderne besitzen, wenn uns der dramatische Marx ersteht. Der Dichter der Zukunft, auf den wir warten, wird ein überzeugter Parteimann sein und seine Kunst eine Parteikunst. Denn nur in der einheitlichen Zusammenfassung aller Kulturrichtungen, nur in dem vorahnenden Bewußtsein des werdenden und Reimenden erwächst der Dichter der Universalität.

In Siebleben hat zum ersten Male eine politische Partei der modernen Kunst eine Reverenz erwiesen, jetzt ist es Sache der Kunst, sich der Auszeichnung würdig zu erweisen. Edgar Steiger aber, der die Erziehung des Volkes zur Kunst als seine Lebensaufgabe betrachtet, ist eigentlich allzu billigen Kaufs davongekommen, als man sich mit einer Mahnung zum Rolstift begnügte. Die unklar-gährenden Gefühle hätten leicht wider ihn austreten und ihn anherrschen können: Edgar, Edgar, gib uns eine Kunst, ehe du uns zu ihr erziehst. . . . .

\* \* \*

Ich will den Professor gelegentlich fragen, ob ihm aus solchen Erwägungen „Die Weber“ zuwider sind. Er freilich wird um der Zukunft willen die Gegenwart negiren und in der Vergangenheit Ersatz suchen. Ich begnüge mich freudig mit der Gegenwart, wenn sie nur Zukunft verheißt. Das wird er aber am Ende leugnen und von — Shakespeare reden.\*)



\*) Nachträglich finde ich im „Vorwärts“, daß Zaurès, der französische Sozialist, über die Gothaer Kunstdebatten Betrachtungen anstellt, die eine gewisse Ähnlichkeit mit den obigen Darlegungen haben, wenn sie auch in einem Hauptpunkt abweichen. Sie verdienen jedenfalls in einem „Magazin für Litteratur“ aufbewahrt zu werden. Die gothaer Debatte ist ihm ein Beweis „des paralytischen Zustandes, der tiefen Unordnung, in die das kapitalistische Regime Wissenschaft und Kunst versetzt.“ Der Klassengegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat, der bei den beiden Klassen — „wenigstens in ihren entgegengesetzten Extremen“ — eine verschiedene Welt-, Gesellschafts- und Lebensauffassung zeitigt, läßt keine einheitliche Kunst aufkommen. Da aber „das unterdrückte Proletariat“ nicht imstande ist, von sich aus eine selbständige Kunst zu schaffen, ist es gezwungen, von den Kunstformen zu leben, die von einer anderen Klasse aufgenommen und propagirt wurden. . . . Es ist wahr, die Bourgeoisie hat selber ihre Empörer, viele Künstler, durch das Elend aufgepeitscht oder durch die sáde Dummheit der herrschenden Klasse angeekelt, streben eine neue Welt an; ihre grausamen Schilderungen der in der Zerfóhung begriffenen bürgerlichen Gesellschaft, ihre Zornes- und Mitleidsrufe iragen, in der That, zur sozialen Erschütterung bei. Doch ist das eine aufgeregte, häufig verachtende oder hassende Kunst. Es ist im wahren Sinne des Wortes eher eine anarchistische als eine sozialistische Kunst, denn sie ist eher der Ausdruck einer individuellen Empörung, als einer organisirten Klassenerhebung.“ Der Zaurèsche Artikel schließt mit folgendem Ausblick: „Ebenso wie der Sozialismus die Harmonie in der Produktion erstrebt, strebt er auch nach einer neuen klassischen, geregelten, versöhnten und lichtvollen Kunstform. Das ruhevollle Licht, welches der sterbende Goethe begrüßte, scheint im Laufe unseres aufgeregten Jahrhunderts entschwinden zu sein; aber es wird in der Ferne widergespiegelt von den hohen sozialistischen Gipfeln, und wir begrüßen es als eine Ankündigung der Morgenröte.“ —

## Erinnerungen an George Eliot.

Von

Sonja Kowalewska.

Deutsch von Louise Flachs-Fokschaneanu.

Die im Jahre 1885 erfolgte Veröffentlichung des Buches: „Das Leben George Eliot's nach Briefen und Fragmenten aus ihrem Tagebuch“\*) hat alle Leser dieser hervorragenden Schriftstellerin lebhaft interessiert, und die erste englische Auflage dieses Werkes war ungeachtet des sehr hohen Preises in England schon nach einigen Wochen vergriffen.

Auch die den englischen Herausgebern so sehr verhaßte Firma Tauchnitz zögerte nicht, von ihrem Verlagsrecht auf alle bemerkenswerten Erscheinungen der englischen Litteratur Gebrauch zu machen, und so dürfte diese Ausgabe des Briefwechsels wahrscheinlich auch in russische Leserkreise gedrungen sein. In gewissem Sinne war dieses Buch jedoch für viele eine Enttäuschung. Das intime Leben bedeutender Menschen erweckt im Publikum immer große Neugier, die selbstverständlich noch stärker wird, wenn es sich um das intime Leben einer „berühmten“ Frau handelt.

Außerdem waren einige Tatsachen, die aus vielen, bereits veröffentlichten Biographien bekannt sind, und in keinem ihrer Romane ein Echo oder eine Erklärung fanden, vom psychologischen Standpunkt seltsam und merkwürdig genug. Viele begrüßten daher freudig das Erscheinen dieser Korrespondenz, in der Hoffnung, daß die Briefe, wenn sie auch nicht neue, den meisten noch unbekanntere Vorgänge in ihrem Leben enthüllen, so doch zum mindesten irgend ein Licht auf ihre innere Welt, auf ihr Verhalten zu diesen Vorgängen und auf die verborgenen Motive ihrer Handlungen werfen würden. Diese Erwartungen wurden jedoch nicht erfüllt — konnten auch nicht erfüllt werden. Der Briefwechsel, vom zweiten Gatten George Eliots, Mister J. W. Cross, fünf Jahre nach ihrem Tode veröffentlicht, enthält bloß die ausgewählten und sorgfältig durchgesehenen Briefe, aus welchen offenbar alles, was ein zu persönliches Gepräge hatte, entfernt wurde.

Unter solchen Umständen konnte es auch nicht anders sein. In der ganzen, umfangreichen Korrespondenz spricht George Eliot von allem, nur nicht von sich selbst; deshalb wird auch dieser Briefwechsel kaum als Material für eine Biographie von George Eliot dienen können. Weder in ihren Briefen, wenigstens in denen, die 1885 erschienen, noch in ihren Romanen zeigt und erklärt sie uns sich selbst; wenn sie der Leser aber doch kennen lernen will, muß er sie suchen, sie aus den flüchtigen Andeutungen erraten, jede ihrer vorbeihuschenden Bemerkungen auffangen und — auch dann, glaube ich, wird es ihm nur gelingen, sich ein klares Bild von ihr zu machen, wenn die von ihr angeschlagenen Saiten in seiner eigenen Seele einen sympathischen Widerhall finden, andernfalls bleiben sowohl diese, wie viele ihrer Handlungen und Entschlüsse unklar und rätselhaft.

Das größte Interesse bietet, glaube ich, dieser Briefwechsel denen, die diese bedeutende Frau persönlich kannten. Zu der Zahl dieser Glücklichen gehörte auch ich, und ich erinnerte mich beim Lesen ihrer Briefe so lebhaft an einige meiner Unterredungen mit ihr und

\*) „George Eliot's life as related in her letters and journals. Arranged and edited by her husband J. W. Cross.“

an sie selbst, mit ihrer leisen, schmelzenden, sympathischen Stimme, ihrer ein wenig affektirten Art, „wie ein Buch“ zu sprechen und der ihr eigentümlichen Gewohnheit, sich dem Gegenstand des Gespräches völlig hinzugeben, daß mich unwillkürlich das Verlangen erfaßte, über sie zu schreiben und von meiner Bekanntschaft mit ihr zu erzählen.

Zu Anfang der 70er Jahre lernte ich sie kennen. Ich begann gerade damals meine mathematischen Studien unter Leitung des bekannten berliner Professors Weyerstraß. Einmal im Herbst benutzte ich die deutschen Universitätsferien und kam für einige Wochen nach London. Ausgenommen den mir und der Familie Lewes gemeinsamen Bekannten Mr. Ralston — ein Direktor des British Museum, gleichzeitig einer der wenigen Engländer, welche die russische Sprache und Litteratur kannten — besaß ich dort damals weder Bekanntschaften, noch irgend welche litterarischen Verbindungen. Seine Berichte über George Eliot und verschiedene Einzelheiten ihres intimen Lebens erhöhten noch die begeisterte Verehrung, die ich zu jener Zeit für ihre Werke hegte, und mein Verlangen, sie persönlich zu kennen, wurde dadurch noch gesteigert. Zum Unglück war Mr. Ralston, als ich in London eintraf, gerade nicht anwesend. Nach vielem Schwanken beschloß ich endlich, an George Eliot zu schreiben und ihr meinen Wunsch auszudrücken. Sie erwiderte sofort mit einem sehr freundlichen Schreiben, in welchem sie mir mitteilte, daß sie von einem englischen Mathematiker, der mir zufällig bei den Vorlesungen an der heidelberger Universität begegnet war, über mich bereits gehört habe, und ihrerseits auch sehr wünsche, meine Bekanntschaft zu machen. Sie gab mir die Zeit an, zu welcher ich sie sicher zu Hause treffen könnte, um einige Stunden mit ihr und ihrem Mann, Mr. Lewes, allein zu verbringen. Selbstverständlich versäumte ich nicht, an dem bestimmten Tage ihrer Einladung Folge zu leisten. Mr. Lewes und George Eliot bewohnten damals ein kleines Haus in der John Woods Road, einem sehr hübschen Teil Londons mit reichen Privatgärten. Ein jungliches Dienstmädchen, sauber und zierlich wie alle englischen Dienstmädchen, geleitete mich in das recht geräumige, ziemlich elegant möblirte Empfangszimmer, das ohne jeden Anspruch auf Originalität, nach der Schablone des typischen Empfangszimmers in einem „anständigen“ englischen Hause eingerichtet war.

Mr. Lewes und George Eliot erwarteten mich bereits und gingen mir freundlich entgegen. Ich muß bekennen, daß in mir bei dem ersten Blick, den ich auf George Eliot richtete, die trübe, verzweifelte Hoffnung entstand, daß ich mich täusche, daß es nicht sie, sondern eine andere sei — so alt und häßlich erschien sie mir, und so wenig glich sie vor allem dem Bilde, das ich mir in der Vorstellung von ihr gemacht. Ich hatte nie vorher ihr Porträt gesehen, und Mr. Ralston gab sein Gutachten, wenn er von ihr sprach, dahin ab, daß sie allerdings nicht schön, aber außerordentlich sympathisch sei und sehr schöne Augen und Haare besitze. In meiner Vorstellung gestaltete sich, mir selbst fast unbewußt, ein sehr bestimmtes, plastisches Bild der idealen George Eliot. Aber ach, plötzlich zeigte es sich jetzt, daß dieses Bild der Wirklichkeit so gar nicht glich.

Ein kleines, hageres Figürchen mit einem unproportionirt schweren, großen Kopf, der Mund mit den langen, hervorstehenden „englischen“ Zähnen, die Nase, obgleich regelmäßig schön gezeichnet, zu massiv für ein

weibliches Gesicht, eine altmodische, seltsame Frisur, ein schwarzes, leichtes Kleid, dessen halbdurchsichtiges Gewebe einen knöchernen, abgemagerten Hals hervortreten ließ, und ein auf den ersten Blick auffallend kränkliches, gelbes Gesicht — das bot sich mir zu meinem Schrecken in der ersten Minute dar. Ich hatte kaum Zeit gefunden, mich von meiner Verwirrung zu erholen, als George Eliot auf mich schon zukam und mich mit ihrer wunderbar sammetweichen Stimme ansprach. Die ersten Laute dieser Stimme versöhnten mich mit einemmal mit der Wirklichkeit und brachten mich zu meiner George Eliot zurück, zu jener, die in meiner Vorstellung lebte. Niemals im Leben hörte ich eine weichere, zartere und eine so „bezaubernde“ Stimme.

Wenn ich die bekannten Worte Othellos über die Stimme Desdemonas lese, erinnere ich mich unwillkürlich immer an die George Eliots.

Sie placirte mich auf ein kleines Sofa neben sich, und sofort begann auch schon zwischen uns ein aufrichtiges, einfaches Gespräch, als wären wir schon alte Bekannte. Ich kann mich in diesem Augenblick sogar nicht entsinnen, wovon wir gerade bei dieser unserer ersten Begegnung sprachen, ich kann auch nicht sagen, ob etwas sehr Kluges oder Originelles in dem, was sie äußerte, lag, aber ich weiß, es war noch keine halbe Stunde vergangen, und ich hatte mich schon vollständig ihrem Zauber hingegeben, fühlte schon, daß ich sie außerordentlich liebe, und daß die wirkliche George Eliot zehnmal besser und herrlicher sei als die meiner Vorstellung. Worin eigentlich jener eigentümliche, unbestreitbare Zauber bestand, dem sich unwillkürlich jeder unterwarf, der sich ihr näherte, vermag ich tatsächlich nicht zu schildern und zu erklären. Ich glaube, es wäre ganz unmöglich, dies einem Menschen, der etwas Ähnliches noch nicht empfunden, zu definiren; sicherlich wird aber jeder, der George Eliot nur einigermaßen näher kannte, meine Worte bestätigen. Turgenjew, der bekanntlich ein großer Verehrer der weiblichen Schönheit war, äußerte sich, als er einmal mit mir von George Eliot sprach, wie folgt: „Ich weiß, daß sie an und für sich häßlich ist, wenn ich aber bei ihr bin, sehe ich es nicht.“ Er sagte auch, daß George Eliot die erste war, die ihn verstehen lehrte, daß man sich in eine absolut und unbestreitbar häßliche Frau bis zum Wahnsinn verlieben könne.

Was mich betrifft, so verblüffte mich in der Folge, wenn ich mit ihr nach einiger Abwesenheit zusammentraf, ihr Aeußeres stets, und ich sagte mir immer wieder: „Nein, sie ist wirklich sehr häßlich!“ aber es verging keine halbe Stunde, und ich wunderte mich schon selbst darüber, wie ich sie je habe unschön finden können.

Alle, die George Eliot gekannt haben, gedenken immer jenes besonderen Reizes, jenes besonderen Genusses, den sie in einer Unterhaltung mit ihr empfunden; indes hörte ich selten, daß man sich an irgend etwas besonders Tiefes, Originelles oder Witziges in ihren Aeußerungen erinnerte hätte. Sogenannte Bonmots sagte sie nie, sie erzählte schlecht und beteiligte sich selten oder nur wenig an allgemeinen Gesprächen. Dafür aber besaß sie in höchstem Maße die Kunst, jemanden ins Gespräch zu ziehen, die Gedanken dessen, mit dem sie sprach, im Fluge aufzufangen und zu erraten, ihm gleichsam Gedanken zu suggeriren, als ob sie seinen Ideengang unbewußt leiten würde.

„Ich fühle mich nie so klug und so tief, wie in einem Gespräch mit George Eliot,“ sagte mir einer

unserer gemeinsamen Bekannten, und ich muß gestehen, daß ich selbst mehr als einmal dasselbe empfand. Es mag sein, daß gerade in diesem Gefühl des erleichterten Denkens und der Selbstzufriedenheit, die sie unbewußt in der Seele des Partners weckte, auch das hauptsächlichste Geheimnis ihres Zaubers lag.

Was Mr. Lewes betrifft, so war er ein lebhafter, hagerer, beweglicher Mann, zu denjenigen Typen von Menschen gehörend, deren Alter sehr schwer zu bestimmen ist, die mit zwanzig Jahren alt und mit fünfzig jugendlich erscheinen. Das sprichwörtlich englische gesetzte Wesen und die Verschllossenheit kamen bei diesem lebhaften Mann wenig zum Ausdruck, der, wie es schien, keine Minute ruhig auf einer Stelle sitzen bleiben konnte, bei dem während des Sprechens gleichsam zur Ergänzung der Worte Augen und Hände herumsprangen, und fast jede Faser in seinem unschönen, durchfurchten Gesicht zuckte. Auch Lewes war sehr häßlich, er besaß aber die sogenannte kluge Häßlichkeit, an die man sich leicht gewöhnt und mit der man sich bald versöhnt. Er sprach gern und viel: liebte zu erzählen und bei Gelegenheit Witze zu machen; sein Gespräch war im allgemeinen interessant, originell und bekundete große Belesenheit. Mit einer gewissen kindlichen Neugier fragte er mich darüber aus, ob man in Rußland die Werke seiner Frau und die seinigen schätze. Er geriet tatsächlich in Entzücken, als ich ihm mitteilte, welchen Erfolg bei uns „die Physiologie des täglichen Lebens“ hatte, die sich zu jener Zeit einer besondern Popularität erfreute, und ich erzählte ihm auch scherzend, daß bei uns ein Fräulein dieses Buch nur zu lesen oder ihren Schreibtisch damit zu schmücken brauche, um sofort als gebildet und fortgeschritten ausgerufen zu werden. Als er dies hörte, brach er in ein aufrichtiges, fröhliches und treuherziges Lachen aus, dagegen betrübt es ihn sehr, als ich notgedrungen auf seine Frage, ob ich seinen Roman „Ranthorpe“ gelesen habe, verneinend antworten mußte. Einen größeren Kontrast als den zwischen Lewes und George Eliot kann man sich nicht vorstellen. Sie — eine verschlossene Natur, bis zum Krankhaften jede feinste Dissonanz fühlend, immer in der von ihr geschaffenen eigenen Welt lebend und fähig, die größten Verstöße und Fehler bei jedem Zusammenstoß mit der Wirklichkeit zu begehen — er im Gegenteil sich ganz dem Eindruck des Augenblickes hingebend, mit dem steten Bedürfnis nach der unmittelbaren Tat, mit der erstaunlichen Fähigkeit, die verschiedenartigsten Dinge mit dem Verstande zu erfassen, ohne jede sichtliche Anstrengung von einem Gegenstand auf den andern zu springen, ihn sofort gemeinverständlich darzustellen und die mehr oder minder abstrakten Begriffe präzise in eine anschauliche Form zu kleiden — es ist schwer, sich zwei so selbständige und begabte Naturen vorzustellen, die einander entgegengesetzter wären, als die beiden. Zweifellos wirkten gerade diese Gegensätze höchst wohlthätig auf die Entwicklung ihrer Talente ein. Lewes liebte es sogar mit einer gewissen naiven Uebertreibung, die Ueberlegenheit George Eliots und ihren unbedingten Einfluß auf ihn zur Schau zu tragen; ohne Zweifel diente gerade diese ihr mangelnde Eigenschaft oder der Fehler Lewes' sozusagen als erster Anstoß für die Entwicklung ihres Talent. Sie gehörte zu den Naturen, deren Feinsüßigkeit und Kritik sich bis zum Krankhaften, bis zur Ertötung jedes Schaffens zu entwickeln fähig sind. Wäre sie in der Jugend mit einem ihr ähnlichem Menschen zusammengekommen, so hätte beiden die Gefahr gedroht, sich in sich selbst zu ver-

schließen, aus Furcht, die innersten Gedanken nicht völlig zum Ausdruck bringen zu können, sie zu verfluchen. Für den Psychologen aber wäre es von Interesse gewesen, zu erfahren, wie sich diese Gegensätze im intimen, persönlichen Leben beider äußerten. Die leidenschaftliche, von der Neigung zur Sentimentalität nicht völlig freie George Eliot mußte naturgemäß unter der leichten Beweglichkeit und unter dem manchmal sogar oberflächlichen Wesen Lewes' leiden; er seinerseits hat sich sicherlich mehr als einmal gegen den moralischen Druck, den sie unbewußt auf ihn ausgeübt, aufgelehnt. Ueberhaupt bildet das Verhältnis Lewes' zu George Eliot eine höchst interessante psychologische Studie.

George Eliot — Miß Evans — entstammte, wie bekannt, einer nicht reichen, sehr ehrenhaften Familie der englischen Kleinbourgeoisie, gehörte demzufolge dem meist konservativen Milieu kleinbürgerlicher Moral an, das wahrscheinlich in der ganzen Welt existiert.

In diesem Kreis wuchs sie auf, wurde sie erzogen, und sie lebte in ihm selbstverständlich nicht ohne innere Proteste, aber immerhin ohne jeden entscheidenden Versuch, sich von ihm loszureißen, bis zum 32. Lebensjahr, d. h. bis zum Alter, wo nach den alten Begriffen das Leben der Frau fast schon abgeschlossen ist. Vielleicht hätte sie sich auch jetzt von dieser Umgebung nicht befreit, wenn nicht äußere Umstände (der Tod des Vaters, die Zersplitterung der Familie und die Notwendigkeit, sich das Brot selbst zu verdienen) sie fast mit Gewalt aus derselben herausgedrängt hätten. Und da, nach solch einer Erziehung, nach einer so verbrachten Jugend, ging Miß Evans, die ihre literarische Karriere mit der Veröffentlichung kritischer Aufsätze in der „Westminster Review“ begann, ein Zusammenleben mit Lewes, einem verheirateten, aber von seiner Frau getrennt lebenden Mann ein. Anfangs befreundet sie sich mit ihm, wie mit einem guten Bekannten, einem Berufskollegen, mit dem man lustig und ohne Zwang scherzen und lachen, zusammen ins Theater gehen, einen arbeitsfreien Abend töten kann. Er wird sogar bis zu einem gewissen Grad eine Art Chaperon in ihrem einsamen londoner Leben; so sieht auch ihre Umgebung auf diese Beziehungen, und keinem kommt es in den Sinn, daß dahinter etwas anderes sein könnte. Plötzlich aber verändert sich das Verhältnis. Zum allgemeinen Schrecken und Erstaunen verreiselt sie mit Lewes ins Ausland und giebt sich als seine Frau aus, wiewohl eine andere, gesetzliche Mrs. Lewes existiert, d. h. sie entschließt sich zu einem Schritt, der sie auf einmal und unwiderruflich mit ihrer ganzen Vergangenheit zu brechen zwingt und für immer aus den Reihen der „anständigen“ Frauen ausschließt. Dieses Faktum an und für sich wäre bei uns in Rußland und zu unserer Zeit selbstverständlich gar nichts Ungewöhnliches und Merkwürdiges, um aber sein ganzes psychologisches Interesse zu ermessen, muß man bedenken, daß es sich vor 35 Jahren in England zugetragen, in einem Lande, wo die öffentliche Meinung tatsächlich eine Gottheit war, welche jeden, der es wagte, sich gegen ihre unumstößlichen Regeln zu vergehen, streng und schonungslos strafte. Und das ist das Allerseitsamste: je genauer man den Charakter George Eliots aus ihren Werken kennen lernt, desto schwieriger wird es, das psychologische Motiv dieses Vorgehens zu verstehen und sich klar zu machen. Das erste, woran man bei ähnlichen Anlässen denkt, ist selbstverständlich die Leidenschaft.

Wenn diese sich zu einer Sache gesellt, wird jeder Widerspruch natürlich, jede Inkonsequenz logisch; die

alles erdrückende und alles absorbierende Wichtigkeit und Bedeutung des Augenblicks verdunkelt und verhüllt in den Augen der handelnden Person Vergangenes und Künstliches gänzlich, deshalb wird jede weitere Erklärung überflüssig. Demzufolge wird man sich, wenn man beispielsweise die Romane von George Sand liest und sich in ihre Biographie hineindenkt, nach dem ersten, unwillkürlichen Erstaunen vor einigen Tatsachen ihres Lebens, später über gar nichts mehr wundern; alles erscheint völlig verständlich und erklärlich, wenn man sich in jenes intensive Leben, in jene Zügellosigkeit des Verlangens vertieft, die ihr ganzes Wesen manchmal erfüllten und vor denen alle banalen Anschauungen zurückweichen mußten.

Anders verhält es sich mit George Eliot. Gerade die Leidenschaft, die nicht raisonnierende, unlogische Leidenschaft ist ihrer Natur offenbar fremd, zum mindesten, wenn man nach ihren Werken urteilt. Ihr Grundton, ihr ewig wiederkehrendes Motiv ist die tiefe Erkenntnis der Einheit in der Kette der Menschheit, der Nichtigkeit jedes Individuums, wenn es nur versucht, sich von dieser Kette loszureißen, seiner Wichtigkeit und Bedeutung hingegen, wenn es sein Wirken den Forderungen des allgemeinen Willens unterordnet, ein allgemeines Leben lebt. Wenn man die Romane George Eliots liest, kann man sich sehr schwer vorstellen, daß sie selbst einmal einen Augenblick jene betäubende Leidenschaft empfunden, unter deren Einfluß sich das ganze Leben eines Menschen mit einem Mal, für ihn selbst unerwartet, im Gegensatz zu den von ihm beabsichtigten Handlungen und seiner ganzen Vergangenheit gestaltet. Das Bewußtsein, daß ein solcher Augenblick ihr eigenes Leben beeinflusst hätte, wäre unmöglich spurlos an einem so wahrhaften, sich und das Leben so streng und schonungslos analysierenden Beobachter, als der sie uns immer erscheint, vorübergegangen. Ein solches Bewußtsein hätte jene strenge, ungeteilte Harmonie gestört, die das Wesentliche ihrer ganzen Weltanschauung und die Grundidee ihrer Werke bildet.

Noch ein Umstand kann fast unzweifelhaft als Beweis dafür dienen, daß George Eliot sich mit Bedacht entschloß, ihr Leben mit dem Lewes' zu verbinden, und daß ihr alles in ihrem Vorgehen klar war — der Umstand nämlich, daß sich ihre Handlung in ihren litterarischen Werken garnicht abspiegelt, daß man in keinem ihrer Romane eine Situation, die irgendwie ihrer eigenen ähnlich wäre, finden kann. Im ersten Augenblick mag ein solches Urteil vielleicht seltsam und paradox erscheinen, ich glaube aber, daß es ganz richtig ist. Niemals fühlt ein Mensch ein so starkes Bedürfnis, von seinen Handlungen zu erzählen, als gerade dann, wenn sie ihm selbst seltsam und unerwartet erscheinen. Und wenn das bei den meisten Menschen der Fall ist, muß es um so richtiger in Bezug auf den Schriftsteller sein, den schon infolge seines Berufs alles Unklare, Widersprechende in der menschlichen Natur interessiren muß. Nehmen Sie zum Beispiel George Sand und Alfred de Musset. Ihren Roman kann man tatsächlich eine Kette von Widersprüchen nennen, hauptsächlich darum, weil er für sie selbst so unerwartet kam. Und der ganze Roman entwickelte sich gegen jede Logik. Er lachte sein ganzes Leben über Schriftstellerinnen, fürchtete sie wie Feuer und besang eine ätherische Blondine, die vom Augenblick lebte und außer den Gesetzen der eigenen Fantasie keine andern anerkannte. George Sand verachtete tief die nervösen, Charakter-

schwachen Zecher; ihr Ideal war ein Mensch mit einem unbeugsamen Charakter, mit einem titanenhaften, aber von den Leidenschaften gebeugten, eisernen Willen, und das Schicksal führte gerade diese beiden zusammen und zwang sie wie zum Hohn, sich ineinander zu verlieben. Beide besaßen zweifellos vornehme Seelen, waren Menschen von zarten Gefühlen, nichtsdestoweniger ist die kurze Geschichte ihrer Liebe voller Widersprüche. Und vielleicht gerade, weil ihre Geschichte so unsinnig war und beiden so wenig zur Ehre gereichte, hat sie beide plötzlich das Verlangen erfaßt, diese Geschichte der ganzen Welt rasch mitzuteilen. Natürlich hat sie dabei nicht einzig und allein der Wunsch geleitet, ihren Ruf wiederherzustellen, sich in den Augen der andern reinzuwaschen. Die allereinfachste Erwägung hätte ihnen gezeigt, daß sie auf diesem Wege ihre Absicht gewiß nicht erreichen und sie niemanden täuschen würden, daß das Vorteilhafteste für jeden von ihnen gewesen wäre — zu schweigen, schon deshalb, um einander nicht zu Enthüllungen herauszufordern. Aber sie konnten gerade in jenem Moment nicht schweigen. Das Wichtigste für sie war, sich selbst ihre plötzlichen Handlungen zu erklären; und sie konnten auch von nichts andern schreiben, da alles Uebrige in der Welt für sie jedes Interesse verlor und bloß das für sie von Bedeutung war, daß jenes Fieber, welches sie plötzlich erfaßte, ihre ganze Weltanschauung von Grund aus umwälzte.

Ganz anders bei George Eliot. In keinem einzigen ihrer Romane finden wir auch nur eine Situation, die in irgend etwas an ihre eigene erinnert. Und man kann durchaus nicht behaupten, daß sie zu jenen Schriftstellerinnen gehörte, die ihre Inspirationen bloß in den Beobachtungen anderer finden. Es läßt sich im Gegenteil sogar sagen, daß man bei aufmerksamem Studium in jeder ihrer Heldinnen, obgleich keine nach ihr selbst gezeichnet ist, Spuren ihres eigenen Denkens und Fühlens finden kann. Ihre Kindheit ist ausführlich in der „Mühle am Floß“ geschildert; ihre eigene Festigkeit, das Mißtrauen gegen sich selbst, die stete Enttäuschung, wenn sie auf die Wirklichkeit stieß, hatten ein Echo in Dorothea in „Middelmarck“. Selbst jene kleinen Wunden, die ihr in der Jugend die Eitelkeit infolge ihres unschönen Außern zugefügt, sind nicht schwer aus ihren Romanen zu erraten; bloß dieser wichtige Schritt ihres Lebens ging offenbar für ihre litterarischen Schöpfungen völlig spurlos vorüber. Ich glaube, man kann das bloß damit erklären, daß sie nicht das geringste Bedürfnis empfand, dieses Vorgehen zu rechtfertigen oder zu erklären: so einfach und unvermeidlich erschien es ihr.

Die ganze englische Gesellschaft war über George Eliots Vorgehen selbstverständlich höchst empört und beschloß anfangs, sie völlig zu ignoriren. Es gelang ihr jedoch später, sogar die englischen Vorurteile bis zu einem gewissen Grade zu überwinden und sich eine sehr angesehene Stellung in der londoner Gesellschaft zu erobern. Bis zu ihrem Lebensende fanden sich aber Leute, die ihr die exklusive Stellung nicht verziehen, und ihrer Eigenliebe wurden manchmal sehr empfindliche Stiche zugefügt. Wenn diese Stiche nur von Seiten des sogenannten londoner high-life ausgegangen wären, so hätte man das vollkommen begreiflich gefunden, und ich glaube, sie selbst hätte sich mit ihnen versöhnen können; aber sie konnte nicht so gleichgültig bleiben, wenn sie sogar von Seiten der Gelehrten, von Seiten der Vertreter des freien Gedankens in England

solchen Erscheinungen der Heuchelei und der Inkonsequenz begegnete; so zum Beispiel bewarben sich viele hervorragende Gelehrte und Liberale, die irgendwo auf dem Kontinent mit den Lewes zusammentrafen, um sie, schätzten ihre Gesellschaft, aber nach London zurückgekehrt, brachen sie jeden Verkehr mit ihnen ab; andere haben das Haus der Lewes gern besucht, konnten sich aber nicht entschließen, ihre Frauen und Töchter mitzubringen. Jedes ähnliche Faktum, und deren gab es in ihrem Leben nicht wenige, betrübt tief die arme George Eliot, aber alle diese kleinen Verletzungen der Eigenliebe wurden durch eine grenzenlose Ergebenheit für sie, durch jene begeisterte Verehrung reichlich belohnt, die sie dem ziemlich großen Kreis ihrer nahen Freunde einzulösen verstand. In der Tat, wenige Frauen hatten das Glück, im Leben soviel tiefe und dauernde Anhänglichkeit zu finden, wie sie.

(Schluß folgt.)

## Leipziger Kunstleben.

Von

Carl Heine.

V.

Als ich meine Sommerreise antrat, sah ich mir, wie alle Provinzialen, natürlich die berliner Gewerbeausstellung an und setzte mich auch auf eine der leeren Bänke, vor denen man damals die spaßlose Posse „Fiddete und Sohn“ spielte. Gleich nachher machte das Stück bankrott. Als ich von meiner Ferienreise ins herbstliche Leipzig zurückkehrte, verkündeten mir die leipziger Anschlagssäulen die leipziger Premiere von Fiddete und Sohn. Große Umsicht spricht aus dieser Wahl; das Stück findet jetzt erst seine wahre Bestimmung; es ist hier zu einer Art von Aufklärungsdienst befohlen, denn im nächsten Sommer haben wir hier auch eine Gewerbeausstellung, wie die Paläste, Hütten, Säle, Stübchen, Theater, Restaurants und Dörfer genugsam verraten, die mit ihren spitzen, dicken, runden, breiten, schmalen Türmen mit behender Geschwindigkeit aus der nichtsahnenden, unschuldigen Erde aufwachsen.

In Berlin gab man Fiddete und Sohn ein bißchen spät, ein bißchen zu spät. Denn was hilft die Belehrung der alten Fiddetes durch die jungen Fiddetes, wenn die Ausstellung schon vorüber ist? Hier also tut Voraussicht gut, und Leipzig sieht sich bereits sechs Monate vor der Eröffnung der Ausstellung in die erschütternden Auseinandersetzungen der beiden Fiddete-Generationen versezt.

Uebrigens könnte das Stück auch garnicht im Ausstellungstheater, wie in Berlin, gegeben werden, denn unser Ausstellungstheater ist gar kein Ausstellungstheater. In dieser schlimmen defakadenten Welt tut Vorsicht not, damit sie nicht noch defakadenter werde. Wie leicht könnten die aus Stötteritz, Röttchenbroda, Grimma, Begau, Wurzen und Markranstädt herbeieilenden Völker in ihres Herzens Einfalt durch ein unmoralisches Stück gekränkt werden, und es giebt so viele unmoralische Stücke! Und überhaupt wozu? Wir haben das Stadttheater. Wer ins Theater gehen will, der kann, der soll und muß ins Stadttheater gehen. Das ist moralischer und

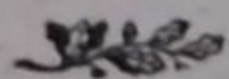
Aus diesen Gründen zog man es vor, im Interesse der Moral, des Vergnügens und der Belehrung das Drama von dem Ausstellungstheater fernzuhalten, und es soll nun dort ein Tangel-Tangel sein trifot- und zotenfrohes Wesen treiben. Mit dem Tangel-Tangel oder vielmehr Varieté-Theater hat man sich von jetzt an ernsthaft zu beschäftigen; es ist die Kunstgattung der Zukunft. Das ist kein Scherz, sondern Ernst und steht im letzten Hefte der „Gesellschaft“, deren schicksalsreiches Leben soeben eine neue Phase erreicht hat. Ihr und so manchen anderen Buches bekannter Verleger Wilhelm Friedrich ist mit einer wunderlichen Auswahl seines ober- und unterhimmlischen Verlages an die österreichisch-italienische Grenze übergesiedelt und hat den Verlag der Gesellschaft ihrem bisherigen Redakteur überlassen. Hans Merian, eins der bemerkenswertesten Originale Leipzigs, zeichnet nunmehr als Redakteur und als Verleger. Beiden, der Zeitschrift und ihrem doppelten Besorger, ist diese neueste Wendung gut bekommen. Gleich das erste Heft brachte die Billitis-Lieder des Pierre Louys, mit denen Dehmel an mancher Tür vergeblich angepocht hatte, und machte den inzwischen berühmt gewordenen Aphrodite-Dichter in Deutschland bekannt, und die weiteren Hefte zeigen immer deutlicher Merians glückliches Bemühen im Heranziehen begehrenswerter, im Abstoßen unerwünschter Mitarbeiter. Auch als Schriftsteller ist Merian wieder ein gutes Stück gewachsen, das zeigt besonders die Artikelserie über die Kunstschätze unseres Museums, die so ausgezeichnet geraten ist, daß man hofft, sie gesammelt zu sehen zu einer Art Leipziger Museumsführer.

Geht es mit Merian und seiner Gesellschaft merklich aufwärts, so kriechen die „Redenden Künste“ behende abwärts, dahin, wohin der Ernsthafte ihnen nicht mehr folgen kann. Zu Anfang und namentlich als Harlan den litterarischen, Chevalley den musikalischen Teil besorgte, bildeten die redenden Künste einen wichtigen Faktor in unserem Kunstleben. Als aber Harlan von der Redaktion zurücktrat, geriet die Sache ins Schwanken, und seit auch Chevalley fort ist, sieht's gräulich mit ihnen aus. In ihrer neuen Ankündigung versprechen sie bereits: „Wir wollen auch fernerhin mit hoher Begeisterung und wahrer Liebe für die echte Kunst eintreten“ und „ein in Familienkreisen unentbehrliches Organ“ sein.

Dabei fällt mir wieder das Tangel-Tangel und der Varieté-Theater-Aussatz in der Gesellschaft ein, von dem ich anfänglich sprechen wollte. Er ist von Panizza und wirklich lesenswert. Das Schlimmste ist, daß er recht hat. Wenigstens ein bißchen recht. Das Varieté, sozusagen der Ull, den die Künstler mit den ehrwürdigen, altüberlieferten Kunstformen treiben, ist wirklich bereits seuchenartig in alle Kunstgebiete eingedrungen. Man besehe sich einmal daraufhin die Schule der Studschen Malerei, Wedekinds, Hartlebens oder Bierbaums Werke, und man muß zugeben: das Varieté will siegen.

Bei uns in Leipzig siegt es vorläufig erst in der rohesten Gestalt des Tangel-Tangels, in der Kunst liebt man das Neue schwer und langsam. Wie lange und erbittert mußte um die Auffrischung der Gewandhaus-Konzerte gekämpft werden, und wie roh mußte schließlich der Schnitt geführt werden, der die Bande löste, die das Gewandhaus atemraubend eng an das Kur-Klassische fesselte. Wie der Liszt-Verein mit seinen vorbildlichen Konzerten in der Vorderreihe des Gewand-

den Tiefen der Menschennatur wurzelnden Empfindungen angegriffen wurden. In einer packenden Symbolik weiß sie ihren Gedanken Gestalt zu verleihen, mit einer monumentalen Wucht giebt sie dem, was ihr auf dem Herzen brennt, Ausdruck. Es ist ein Zyklus von sechs Bildern, den die Künstlerin jetzt vollendet hat: „Die Tragödie des Weibes.“ In einer leidenschaftlichen Sprache voll dröhnender Gewalt wird uns das Auf und Ab des Sinnenlebens geschildert: das erwartungs-volle Weib, das im blühenden Frühling die schönen Glieder voll schwellender Sehnsucht im Grase dehnt; das selige keusche Glück der reinen Liebe, das sie im Herzen empfindet, da der Jüngling ihr zu Füßen kniet; das wahnsinnige, verzweifelte Verlangen nach dem Entfernten; die zuckende Ekstase in der Lust des Genusses, der Erfüllung, der Befruchtung; die Erkenntnis, daß es abwärts-gehe nach diesem Gipfel des Lebens, und schließlich der Untergang, der Sturz in die Finsternis, während der Mann, schmerzvoll zwar, aber starr doch und unbeweglich, auf dem Gipfel bleibt, von der tag-hellen Sonne beschienen. Die Künstlerin hat hier den Gedanken gehabt, darzustellen, wie gerade durch die Erfüllung des natürlichen Berufes, gerade durch das Heranreifen zum Mütterlichen, das Weib wieder bergab wandelt von jenem Gipfel, dem reinen Liebesleben, voll hingebender, rückhaltloser Leidenschaft, bergab in dem, was sie dem Manne ist, und so auch in dem, was sie selbst als Wert des Daseins fühlt. Ich muß gestehen, daß diese letzte Wendung des Gedankens mir nicht ganz klar und verständlich zu sein scheint. Sie ist auch in den Gemälden nicht zum durchdringenden Ausdruck gekommen. Doch sehen wir davon ab, so bleibt uns eine Reihe Bilder von überwältigender Wirkung. Es scheint ein männlicher Geist in dieser weiblichen Hand zu walten, die mit sicherer Zeichen- und Malkunst den großartigen Konzeptionen des Kopfes gerecht wird. Eine dämonische Kraft lebt in diesen nackten Gestalten, die wie Menschen mit pochendem Blute zu leben und zu fühlen scheinen, und doch wieder mehr als Menschen sind: ewige weltregierende Kräfte, in denen die Gesetze des Ales Fleisch und Bein angenommen haben.



## Erinnerungen an George Eliot.

Von

Sonja Kowalewska.

Deutsch von Louise Flachs-Folschaneanu.

(Schluß)

Die Lewes führten im allgemeinen ein ziemlich zurückgezogenes Leben; nur an Sonntagen empfangen sie von 2—5 alle ihre Bekannten, und diese sonntäglichen Empfangstage wurden selbstverständlich um so bekannter und besuchter, je mehr der literarische Ruhm der Hausfrau wuchs.

Allein bis zum Schluß verloren sie nicht ihren intimen und ungezwungenen Charakter, und obgleich man im Salon der Lewes immer der Blüte der englischen literarischen und gelehrten Welt begegnen konnte — sozusagen dem Bouquet der Berühmten — fühlte sich da dennoch jeder, sogar der obkurstete Besucher, völlig an seiner Stelle, ohne die geringste Unbehaglich-

keit zu empfinden. Jeder, der Gelegenheit hatte, an einem der Empfangstage anwesend zu sein, hat sicherlich eine angenehme Erinnerung an ihn bewahrt. Die Gegensätze der Charaktere von Lewes und George Eliot haben sich niemals so scharf geäußert wie zur Zeit, als sie Gäste empfingen. Lewes schritt die ganze Zeit im Zimmer auf und nieder, von einem Besucher zu dem andern, gestikulirte, fand jedem etwas Besonders, Angenehmes und Interessantes zu sagen, und das ganze Gesicht leuchtete von freundlicher, unverhohlener Zufriedenheit, wenn er sah, daß das Gespräch lebhaft von statten ging und die Gäste sich unterhielten. George Eliot dagegen ließ sich niemals aus ihrer gewohnten Ruhe bringen. Auf ihrem ständigen Platz, im großen Voltairerstuhl fast versinkend, vor dem Lampenlicht durch den dunkeln Schirm geschützt, widmete sie sich gewöhnlich einem Auserwählten und vergaß beinahe, daß sie die Hausfrau war. Wenn sie das Gespräch interessirte, konnte sie sich mitunter so sehr davon hinreißen lassen, daß sie das Eintreten neuer Gäste nicht bemerkte und sich wunderte, wenn ihr Blick zufällig auf einen neuen Gast fiel, der sie vielleicht schon vor einer halben Stunde begrüßt hatte. Einer der treuesten Besucher dieser Sonntags-Empfänge und der ergebensten Freunde George Eliots war Herbert Spencer. Hier hatte auch ich Gelegenheit, mit ihm bekannt zu werden, und ich muß gestehen, daß unsere Bekanntschaft in recht origineller Weise begann.

Es war bald nach meinem ersten Besuch bei George Eliot. In ihrem Salon waren bereits ungefähr zwölf Gäste versammelt. Die Gesellschaft war ziemlich gemischt; es waren, wie ich mich erinnere, ein jugendlicher Lord, der soeben von einer weiten Reise aus einem wenig bekannten Lande zurückgekehrt war, einige Musiker und Maler und noch zwei oder drei Personen, die, wie ich glaube, keine bestimmte Spezialität hatten; an Damen gab es außer mir bloß noch eine, die sehr junge Frau eines der anwesenden Maler. Wie ich schon sagte, entschlossen sich von den „anständigen“ Damen der englischen Gesellschaft nur wenige, sich im Salon der George Eliot zu zeigen. Mister Lewes stellte mir jeden neuen Gast vor und nannte mir gewöhnlich sogar diejenigen Eigenschaften, die mich bei der betreffenden Person hätten interessiren können. Ich befand mich schon einige Zeit im Salon, als ein älteres Männchen mit grauem Backenbart und typisch englischem Gesicht ins Zimmer trat. Diesemal nannte mir niemand den Namen des Eintretenden, George Eliot wandte sich aber sofort an ihn: „Wie froh bin ich, daß Sie heute kommen,“ sagte sie. „Ich kann Ihnen eine lebendige Widerlegung Ihrer Theorien vorstellen — einen weiblichen Mathematiker. Erlauben Sie, Ihnen meinen Freund vorzustellen,“ fuhr sie fort, sich zu mir wendend und nannte noch immer nicht seinen Namen. „Ich muß noch vorausschicken: er verneint unbedingt, daß eine Frau Mathematiker sein könne. Er ist bereit zuzugeben, daß allenfalls von Zeit zu Zeit Frauen erscheinen, die sich durch ihre geistigen Fähigkeiten über das durchschnittliche Niveau der Männer erheben, aber er behauptet, daß eine solche Frau ihren Geist und Scharfsinn immer auf die Analyse des Lebens ihrer Freunde beschränkt und sich niemals an das Gebiet der reinen Abstraktion fesseln lassen wird. Nun versuchen Sie es einmal, ihn zu befehlen.“

Das alte Männchen setzte sich zu mir und sah mich neugierig an. Ich ahnte garnicht, wer er war, dies um

so weniger, als in seinem ganzen Gehaben gar nichts „Imponirendes“ lag. Das Gespräch ging auf das nie versiegende Thema von den Rechten und Fähigkeiten der Frauen über und darauf, ob es für die ganze Menschheit im allgemeinen schlecht oder nützlich wäre, wenn sich die Mehrzahl der Frauen wissenschaftlichen Studien widmen würde. Mein Partner machte einige halb ironische Bemerkungen, die, wie ich jetzt beurteilen kann, hauptsächlich darauf abzielten, mich zur Replik herauszufordern. Ich muß erwähnen, daß ich damals noch nicht zwanzig Jahre alt war; die wenigen Jahre, die mich von der Kindheit trennten, hatte ich in fortwährendem häuslichen Kampf verbracht, indem ich mein Recht verteidigte, mein Lieblingsstudium betreiben zu dürfen; es ist daher kein Wunder, daß ich damals von dem begeisterten Feuer des Neulings für die sogenannte „Frauenfrage“ erfaßt war und sich jede Schüchternheit verlor, wenn ich für die gerechte Sache eine Lanze brechen mußte. Wie ich bereits bemerkte, kam es mir überdies nicht in den Sinn, mit welchem Gegner ich disputierte, und George Eliot ihrerseits tat das Möglichste, um mich zum Kampf anzuspornen. Es war durchaus keine schwierige Sache. Vom Streit hingerrissen, vergaß ich bald die ganze Umgebung und bemerkte sogar nicht, wie die übrigen Gäste nach und nach verstummten, indem sie neugierig unserm Gespräch lauschten, welches immer lebhafter wurde. Gute dreiviertel Stunden währte unser Zweikampf, bis George Eliot sich entschloß, ihn einzustellen.

„Sie haben gut und mannhaft unsere gemeinsame Sache verteidigt,“ sagte sie mir zum Schluß lächelnd, „und wenn mein Freund Herbert Spencer sich noch immer nicht bekehren ließ, so fürchte ich, wird man ihn für unverbesserlich halten müssen.“

Jetzt erst erfuhr ich, wer mein Gegner war, und man kann sich denken, wie ich selbst mich über meine Tapferkeit wunderte.

Gegen Ende meiner Ferien lehrte ich nach Berlin zurück und im Laufe der nächsten Jahre hatte ich keine Gelegenheit mehr, George Eliot zu sehen. Alle unsere Beziehungen beschränkten sich darauf, daß wir durch Vermittlung gemeinsamer Bekannter Grüße austauschten; aber im November 1880 kam ich wieder nach London. Diesmal beeilte ich mich jedoch nicht, meine Bekanntschaft mit der berühmten Schriftstellerin zu erneuern; im Gegenteil, ich verschob den Besuch bei ihr von Tag zu Tag, bis man mir endlich sagte, daß sie von meiner Anwesenheit durch gemeinsame Bekannte wisse und sich verletzt fühlen werde, wenn ich sie nicht besuche. Die Ursache, weshalb ich George Eliot nicht wiedersehen wollte und bei dem Gedanken daran mich sogar ein ängstliches Gefühl ergriff, war folgende: es hatte sich in ihrem Leben seither eine große Veränderung vollzogen. Lewes war gestorben, und es war seit seinem Tode kein Jahr verstrichen, als alle Freunde und Verehrer der Eliot durch die Nachricht von ihrer Ehe mit dem dreißigjährigen Mr. Croß verblüfft wurden, — sie selbst war schon 60 Jahre alt. Ich muß gestehen, daß diese Nachricht auf mich persönlich einen höchst schweren Eindruck machte. George Eliot war in meinen Augen von solch einer Aureole von Größe und Poesie umgeben, daß ich mich tatsächlich mit dem Gedanken nicht versöhnen konnte, mein Ideal, wenn nicht gänzlich zu entronen, so doch jedenfalls um einige Stufen seines Piedestals herabsetzen zu müssen. Das ist es, weshalb ich so sehr fürchtete, George Eliot in ihrer neuen Situation zu sehen, und

ein Zusammentreffen mit ihr hinauschoß. Eine sechzigjährige Frau, die einen um die Hälfte jüngeren Mann heiratet — mit einem solchen Faktum kann man sich wirklich nicht leicht abfinden und versöhnen.

Ich beabsichtige durchaus nicht, hier eine Erklärung für dieses seltsame Ereignis zu suchen, noch weniger ist es meine Absicht, solche Ehen im allgemeinen zu rechtfertigen, aber das Rechtsgefühl zwingt mich, zu bekennen, daß ungeachtet des Vorurteils, mit dem ich mich dorthin begab, mir diese Verbindung, sobald ich nur George Eliot mit ihrem Gatten zusammensah, mit einem Mal in einem völlig andern Licht erschien und ich darin nicht mehr etwas Schreckliches oder Empörendes fand. Ich begriff, weshalb auch andere Freunde George Eliots sich so rasch und gänzlich mit dieser Tatsache in ihrem Leben versöhnten.

Man kann sich das sicherlich damit erklären, daß sie beide von einer gewissen Unnatürlichkeit ihrer Situation gar nichts merkten, und sie waren so einfach, so aufrichtig, so sehr glücklich. Wenn der Mensch wirklich glücklich ist, erraten es die andern instinktiv. Glücklich tun, die Rolle eines Glücklichen spielen, ist sehr schwierig. Wahrhaftiges Glück, das jeden Ehrgeiz tötet, das an sich genug hat, sich nicht darum bemüht, von anderen anerkannt zu werden, und sich nicht um das Spötteln der Leute bekümmert — das ist ein Ding so selten und beneidenswert, daß man sich unwillkürlich davor beugt, in welcher seltsamer, nicht alltäglicher und ungewohnter Form es einem im Leben begegnen mag. Und George Eliot war mit ihrem zweiten Gatten in eben dieser Art glücklich. Ich weiß, daß viele das erste Mal zu ihnen im vollsten Glauben gefahren kamen, etwas Seltsames, Anormales, Häßliches, Lächerliches zu sehen, später aber, nachdem sie einige Stunden mit diesen beiden lieben Menschen im ernstesten, herzlichsten Gespräch, in der Atmosphäre des stillen Vergnügens und der gegenseitigen Aufrichtigkeit verbracht hatten, fuhren sie mit ganz andern Gefühlen, ja sogar nicht ohne geheimen Neid, fort und sagten sich: „Welch herrliche, glückliche Menschen und wie glücklich sie leben!“

George Eliot hatte sich seit den sieben Jahren, die seit unserer ersten Begegnung verstrichen waren, sehr wenig verändert. Es war dieselbe hagere, unschöne Frau mit dem kränklichen, guten, ernstesten Gesicht, den sinnenden, strahlenden Augen und der merkwürdig angenehmen Stimme wie ehemals. Sie schien mir sogar jugendlicher als das erste Mal. Ueberhaupt war bei ihr weder das geringste Bemühen, sich zu verjüngen, noch ein Schatten der Unruhe oder Sorge wegen ihres Neußern zu bemerken und sie glich durchaus nicht jener „verliebten Alten“, die sich unwillkürlich in der Vorstellung bildet, wenn von solchen ungleichen Ehen die Rede ist.

Was Mr. Croß betrifft, war er damals ein sehr schöner Mann von nicht mehr als dreißig Jahren, mit einem kleinen Gesicht, dem reinsten anglo-sächsischen Typus: eine hohe, schlanke, aber muskulöse Gestalt, hellkastanienbraunes Haar, regelmäßige, feine Züge und den herrlichsten rein englischen Teint. Mehr als alles jedoch verblüfften bei ihm die braunen Augen, so merkwürdig gut, treuherzig und ergeben, wie bei den großen Neufundländer Hunden, und der Mund, der seinem feinen Schmitte und dem nervösen Zucken der Lippen nach eher zu einem weiblichen Gesicht gepaßt hätte, ja sogar im Widerspruch zu seiner sonstigen Erscheinung stand. Auf mich machte Mr. Croß den Eindruck einer sehr auf-

richtigen, für alles Schöne empfänglichen Natur, bloß mit der überflüssigen Fähigkeit, sich sein Ideal zu verkörpern, es in Worten auszudrücken oder ihm überhaupt eine greifbare Form zu geben, es hingegen an andern sofort zu bemerken und zu kritisieren. Ich füge noch hinzu, daß Mr. Croß einer sehr guten Familie angehört und selbst ein völlig unabhängiges Vermögen besitzt, demzufolge George Eliot ihr ganzes Vermögen ungeteilt Lewes Kindern von seiner ersten Frau vermacht. Die Mutter und Schwestern von Croß widersetzten sich nicht nur nicht seiner Ehe mit George Eliot, sondern nahmen im Gegenteil diese mit offenen Armen in der Familie auf. Mir haben auch Leute, die sie näher kannten, erzählt, daß Croß noch als Jüngling George Eliots Bekanntschaft machte, sie vom ersten Augenblick liebte und im Laufe der ganzen zehn Jahre seinem Ideal treu blieb.

George Eliot übersiedelte nach ihrer Verheiratung in eine andere Wohnung. Das Zimmer, in welchem sie mich jetzt empfing, war merkwürdig traulich, wie man es bei einem stillen, intimen Gespräche erwartet. Halb Arbeitszimmer, halb Bibliothek, mit einigen weichen, sehr ruhigen Fauteuils und einer Menge von Büchern und Kupferstichen auf dem Tisch, den Ständern und Wandregalen, die jedes freie Plätzchen einnahmen — dieses Zimmer bildete einen, für ihre ganze Erscheinung unvergleichlich passenderen Rahmen, als jener elegante, banale Salon, in dem ich sie zum erstenmal sah. Sie sagte mir, dieses Zimmer sei ihr Lieblingsraum im Hause und sie verbringe hier, mit ihrem Mann lesend, arbeitend oder sprechend, den ganzen Tag. In der That, sie und ihr Mann machten den Eindruck zweier guter Kameraden, die denselben Geschmack, dieselben Gewohnheiten, dieselbe Beschäftigung haben und von denen der jüngere grenzenlos für den ältern begeistert ist.

Unser Gespräch betraf anfangs die Litteratur im allgemeinen, ging dann auf George Eliots Romane selbst über. Sie erzählte mir, sie werde jedesmal, wenn sie einen neuen Roman zu veröffentlichen beginne, mit einer Unzahl von Briefen ihr gänzlich unbekannter Personen überhäuft; manche von diesen unbekanntem Briefschreibern geben ihr Ratschläge, wie die Intriguen weiter zu führen seien, drücken ihre Wünsche aus, wie die eine oder andere Verwicklung sich lösen solle; andere kündigen ihr an, daß sie in den Helden oder Heldinnen sich selbst oder ihre Bekannten erkannten. „So zum Beispiel, als ich ‚Middlemarch‘ veröffentlichte,“ sagte sie, „machten mir drei junge Damen das für mich schmeichelhafte Geständnis, daß ich ihre geheimsten Gedanken erraten und sie in den Mund meiner Dorothea gelegt habe. Ich ersuchte jede von diesen interessanten Damen, mir ihre Photographien zu senden; o, wie wenig glichen sie, mindestens ihrem Aeußern nach, meiner Heldin, wie ich sie mir selbst vorstellte. Es fand sich auch ein glücklicher Papa, der mir schrieb, ich sei gewiß irgendwo seinen beiden Töchtern begegnet, sonst hätte ich nicht so wahr und treffend die egoistische Rosamunde zeichnen können.“

Ich erlaubte mir, George Eliot zu bemerken, daß ein Zug in ihren Romanen mich immer stutzig machte: alle ihre Helden und Heldinnen sterben zu gelegener Zeit, gerade in dem Augenblick, da die psychologische Schürzung bis zur äußersten Spannung gediehen ist, da der Leser wissen will, in welcher Art das Leben die Folgen dieser oder jener Handlung löst; plötzlich erscheint der Tod und der Knoten entwirrt sich von selbst. Nehmen wir zum Beispiel die „Mühle am Floß.“ Man

kann sehr leicht begreifen, daß Maggie in dem Augenblick der Begeisterung, in dem Augenblick des unbewußten Dranges zur Selbstaufopferung auf das persönliche Glück und die eigene Liebe verzichten konnte, um das Glück und die Liebe ihrer Kousine zu retten. Niemals ist es so leicht sich selbst zu opfern, als gerade dann, wenn der Mensch von einem betäubend großen, unerwarteten Glück überwältigt wird. In solchen Momenten erscheint das Leid in einer so entrückten, so illusorischen, der Wirklichkeit so wenig gleichenden Gestalt, daß das Opfer sehr möglich ist. Wird aber Maggie wirklich auf ihrer Selbstgeißelung beharren, wenn dem Augenblick der Ekstase die unvermeidliche Periode des Rückschlages und der Erschöpfung folgt? Wird sie während einer langen Reihe von Wochen, Monaten, Jahren in einem einsamen, von allen verlassenen Dasein standhalten, dessen Eintönigkeit und Ende nicht abzusehen sind? Wenn sie ihr Opfer vollführt, wenn sie sieht, daß es ihr in der That gelungen ist, ihren Geliebten von sich zu stoßen, und wenn jetzt an sie die Reihe kommt, die Qualen der Eifersucht zu erdulden, wird sie denn dann nicht von einem wahnsinnigen, unbezwingbaren Verlangen nach Glück ergriffen, bereut sie das Opfer nicht und will sie nicht um jeden Preis zum vergangenen zurückkehren? Und wenn sie beharrt und trotz alledem ihrer Selbstaufopferung treu bleibt, was wird aus ihr selbst nach so furchtbaren, die menschlichen Kräfte übersteigenden Leiden? Ich will Maggie nach dem Kampf sehen, ich will wissen, ob die Selbstaufopferung wirklich veredelt oder der Mensch die Leidenschaft in seinem Herzen nicht anders töten kann, als gleichzeitig auch alles, was Lebendiges, Menschliches in seiner Natur war, zu vernichten, sodaß der Sieger aus dem Kampfe nicht mehr als lebender Mensch hervorgeht, sondern als ein Fanatiker, ebenso gefühllos für sein eigenes Leid, wie für die Freuden und Leiden anderer Menschen. Das ist es, was mich in diesem Roman interessiert, das sind die Fragen, auf die ich Antwort haben will. Aber statt dessen kommt eine Ueberschwemmung und große, schwarze Wellen entscheiden, indem sie Maggie und ihren Bruder mit sich fortreißen, in einem Augenblick alle Zweifel, setzen ihren Kämpfen ein Ende und versöhnen beide endgiltig.

In den anderen Romanen wiederholt George Eliot ungefähr dasselbe. In „Middlemarch“ stirbt der unausstehliche Cazabon gerade damals, da die arme, begeisterte Dorothea noch nicht dazu gekommen war, ihre Jugend, Frische und Schönheit im Dienste jener unfruchtbaren, niemandem notwendigen Sache einzubüßen, an welche sie sich im Drange einer unbedachten Selbstaufopferung gefettet hatte. Wie, wenn er noch zwanzig Jahre gelebt hätte und zum Beispiel gerade damals gestorben wäre, da Dorothea bereits weder Kraft, noch die Möglichkeit übrig geblieben wären, selbst glücklich zu sein und den andern glücklich zu machen, während ihr so bloß Leben genug bleibt, um ihr umsonst verunglücktes Dasein zu beweinen?

In „Daniel Deronda“ wieder dieselbe Geschichte: Gweddolines Mann benutzt eine gewöhnliche Spazierfahrt im Boote, um gerade in dem Augenblick zu ertrinken, als ihr eheliches Leben bereits unerträglich wurde und der Leser mit Neugier und Interesse darauf wartet, wozu sich George Eliot entscheiden werde, um ihre arme Heldin aus ihrer schweren Lage zu befreien, in die sie Verzagtheit und Ehrgeiz gebracht hatten. Ueberall dasselbe. Der Tod erscheint immer als all-



gemeiner Versöhner und Löser aller der Knoten, die von den menschlichen Leidenschaften geschürzt wurden. Das alles sagte ich George Eliot; sie hörte mich sehr ernst an und erwiderte mir dann folgendes: „In dem, was Sie sagen, liegt ein Teil Wahrheit, aber ich frage Sie bloß eines: haben Sie wirklich nicht bemerkt, daß es im Leben tatsächlich so geschieht? Ich persönlich kann mich von der Ueberzeugung nicht befreien, daß der Tod viel logischer ist, als man gewöhnlich glaubt. Wenn im Leben die Situation schon aufs äußerste gespannt ist, wenn nirgend ein Ausgang zu sehen ist, wenn die heiligsten Pflichten einander widersprechen, dann erscheint der Tod, öffnet plötzlich neue Wege, an die vorher niemand je gedacht, und versöhnt das, was unversöhnlich schien. Wie oft geschah es schon, daß die Zuversicht auf den Tod mir den Mut zu leben verlieh!“

Später erinnerte ich mich oft an dieses Gespräch mit George Eliot; es war ihm beschieden, eines der letzten zu sein, da sie zwei Wochen darauf nach einer Krankheit von einigen Stunden starb. Der Tod hat wirklich ihre Zuversicht gerechtfertigt. Er kam für sie ebenso unerwartet, wie für ihre Heldinnen, und dabei in demselben Augenblick, da ihr offenbar die Lösung einer schwierigen, vielleicht unlösbaren Aufgabe bevorstand. Sie hatte genügend Mut, sich in eine fast schwierigere und ungewöhnlichere Situation zu begeben als jene, in der sich manche ihrer Heldinnen befand. Indem sie ihr Schicksal mit dem des Mannes, der zweimal jünger als sie war, verband, entschloß sie sich zu einem sehr gewagten Versuch. In diesem Augenblick waren beide glücklich; konnte aber dieses Glück lange währen? Wäre das Talent im Stande gewesen, den Unterschied der Jahre für immer vergessen zu machen? Kann die Verehrung für das Talent einer Frau das Leben eines Mannes ausfüllen und ihm ein anderes, ein wenig alltäglicheres, aber innigeres ersetzen?

Solche kühne Fragen gab George Eliot dem Schicksal auf. Wer wagt es jetzt zu sagen, welche Antwort das Leben gegeben hätte? Der Tod kam zur rechten Zeit. Er behandelte die arme Frau mild und barmherzig. Er trug sie rasch fort, fast ohne ihr weh zu tun — in dem Augenblick ihres ungehofften, vollsten, späten Glücks.

Ich erinnerte mich dann noch oft an ihre Worte: „Die Zuversicht auf den Tod giebt mir den Mut zu leben.“



## 91) Drei Mann in einem Boot (vom Hunde ganz zu schweigen).

Von

Jerome K. Jerome.

Autorisirte Uebersetzung von A. und M. Springer.

Jetzt gingen wir zurück auf die Landstraße, wo sich Harris mit der Erklärung, daß er nimmer weitergehe, auf den Korb niedersezte. Er meinte, es sei hier ein ruhiges Plätzchen; hier werde er gerne sterben. Er ersuchte Georg und mich, seine Mutter noch einmal von ihm zu grüßen und zu küssen, und allen seinen Freunden zu sagen, daß er ihnen vergeben habe und selig gestorben sei.

In diesem Augenblick kam uns ein Engel, zugesandt

in der Gestalt eines kleinen Knaben (ich kann mir keine eine Engels würdigere Gestalt denken) mit einer Bierkanne in einer Hand und in der andern ein Etwas an einer Schnur, das er auf jeden Stein auf dem Wege auffallen ließ, um es dann wieder in die Höhe zu schnellen, was jedesmal einen wenig anziehenden, den Gedanken an Leiden erweckenden Ton hervorbrachte. Wir fragten diesen himmlischen Boten (als einen solchen haben wir ihn nachmals erkannt), ob er hier herum irgend ein einsames Haus wüßte, mit nur wenigen schwächlichen Bewohnern (ältliche Damen oder lahme Herren würden wir vorziehen), die man leicht soweit einschüchtern könnte, daß sie ihre Betten für diese Nacht an drei desperate Männer abtreten würden; aber im Fall es damit nichts wäre, ob er uns vielleicht einen leeren Schweinestall oder einen nicht mehr im Gebrauch stehenden Kalkofen oder irgend etwas derartiges empfehlen könne. — Nichts von alledem war ihm bekannt, wenigstens kein netter derartiger Ort; doch wenn wir mit ihm kommen wollten, sagte er, seine Mutter habe ein Schlafzimmer und könnte uns über Nacht behalten. Wir fielen dem Knaben um den Hals, während der Mond auf uns herniederschaute, und küßten ihn; es hätte ohne Zweifel ein schönes Gemälde abgegeben, wenn nur der Knabe nicht so sehr von unserer Rührung überwältigt worden wäre, daß er sich nicht mehr aufrecht halten konnte, sondern zu Boden fiel, und wir alle drei über ihn her.

Auch Harris war so sehr von der Freude übermannt, daß er ohnmächtig wurde und des Knaben Bierkanne erfassen und zur Hälfte leeren mußte, ehe er wieder zu sich selber kommen konnte; dann raffte er sich plötzlich auf und rannte davon, Georg und mir die Sorge für unser Gepäck überlassend. — Es war ein kleines, vier Zimmer enthaltendes Häuschen, wo der Knabe mit seiner Mutter lebte; diese gute Seele gab uns gerösteten Speck zum Nachtessen. Es waren fünf Pfund; aber wir aßen ihn ganz auf, und ebenso einen Geleekuchen, — und zwei Töpfe Thee tranken wir leer.

Dann gingen wir zu Bett. Es waren zwei Betten in dem Zimmer. Das eine war ein zwei und einen halben Fuß breites Kollbett; in diesem schliefen Georg und ich; wir verhinderten unser Herausfallen dadurch, daß wir uns mit einem Leintuch zusammenbanden. Das andere war des Knaben Bett, das Harris ganz für sich allein bekam. Am andern Morgen fanden wir ihn, wie seine nackten Beine zwei Fuß weit über die Bettstatt heraushingen; Georg und ich benützten diese Beine bei unserem Bade als Handtuchständer.

Als wir das nächstemal wieder nach Datched kamen, waren wir nicht mehr so anspruchsvoll in Bezug auf ein Hotel.

Aber — um auf unsere gegenwärtige Fahrt zurückzukommen — nichts Aufregendes geschah, und wir strebten in gleichmäßigem Trott vorwärts bis in die Nähe der „Affeninsel“, wo wir anhielten und unser Gabelbrühstück verzehrten. Wir machten uns über das kalte Roastbeef her und entdeckten, daß wir den Senf vergessen hatten. Ich glaube nicht, daß ich je in meinem Leben den Senf so sehr vermisst habe wie damals. Ich mache mir sonst nicht viel aus Senf, ich esse ihn sogar sehr selten, — aber damals hätte ich eine Welt für ein bißchen Senf gegeben!

(Fortsetzung folgt.)

